

Luzide Träume und analytische Philosophie

PETER BERNHARD¹

Zusammenfassung – Seit einigen Jahren wird die Möglichkeit so genannter „luzider Träume“ oder „Klarträume“ diskutiert. Dies sind Träume, in denen der Träumende weiß, dass er träumt. Die meisten Philosophen stehen diesem Phänomen nach wie vor skeptisch gegenüber. In diesem Artikel soll einerseits gezeigt werden, dass deren Kritik unzutreffend ist, andererseits soll eine gemeinsame Perspektive von Philosophie und Klartraumforschung aufgezeigt werden.

Schlüsselbegriffe: Luzide Träume – Klarträume – Philosophie – Traumargument – Skeptizismus – Verifikation

Lucid dreams and analytic philosophy

Abstract – During the last few years the possibility of „lucid dreams“ has been discussed. Lucid dreams are dreams in which the dreamer knows that he is dreaming. Most philosophers are still sceptical about this phenomenon. In this paper I want to show that their criticism is unconvincing and present a common perspective for philosophy and lucid dream research.

Keywords: lucid dreams – philosophy – dream argument – scepticism – verification

Einleitung

Als *luzide Träume* oder *Klarträume* bezeichnet man Träume,² in denen die träumende Person sowohl weiß, dass sie träumt, als auch, wer sie „in Wirklichkeit“ ist und wo sie sich „in Wirklichkeit“ gerade befindet, d.h. luzide träumende Personen verfügen über ihr autobiographisches Gedächtnis ebenso vollständig wie im Wachzustand.³ In Klarträumen ist es bis zu einem

1 Dr. Peter Bernhard ist wissenschaftlicher Assistent am Institut für Philosophie der Universität Erlangen-Nürnberg. Anschrift: Bismarckstraße 1, D-91054 Erlangen. E-Mail: Peter.Bernhard@so-philie.phil.uni-erlangen.de.

2 Mit „Traum“ ist dabei immer der *Schlaftraum* gemeint, d.h. Tagträume oder ähnliche Phänomene bleiben hier unberücksichtigt.

3 Es sind auch schwächere Definitionen von Luzidität möglich (siehe Tart 1984 sowie Metzinger 2003, 531 ff.; für einen systematischen Überblick vgl. LaBerge & Gackenbach 2000). Die hier behandelte Thematik tritt jedoch durch die stärkere deutlicher hervor. Durch jede Definition ausgeschlossen ist

gewissen Grad möglich, das Traumgeschehen zu beeinflussen. Dabei sind dem Klarträumenden keine prinzipiellen Grenzen gesetzt, da im Traum grundsätzlich alles möglich ist. Obwohl das Phänomen bereits bei Augustinus und Thomas von Aquin Erwähnung findet (LaBerge 1985a, 19 ff.), kann von einer ernsthaften Auseinandersetzung mit Klarträumen erst seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gesprochen werden.⁴ Es blieb jedoch den Arbeiten von Stephen LaBerge, im deutschsprachigen Raum von Paul Tholey, vorbehalten, den Diskurs über Klarträume aus dem esoterischen Umkreis endgültig herausgeführt und eine breitere Öffentlichkeit dafür interessiert zu haben.⁵

In der neuzeitlichen Philosophie spielen Träume vor allem in der Auseinandersetzung mit dem sog. *Außenweltskeptizismus* eine Rolle. Da der Skeptiker die Frage „Bin ich wach oder träume ich?“ für unentscheidbar hält, sieht er im Phänomen des Traums einen paradigmatischen Fall seiner Position. In den 1950er Jahren widmete der Wittgenstein-Schüler Norman Malcolm dem sog. *Traumargument* eine ausführliche sprachanalytische Untersuchung. Obwohl Malcolms Ergebnisse bis heute kontrovers diskutiert werden, akzeptieren die meisten Philosophen – zumindest im analytischen Lager – seine Hauptthese, wonach diesem Argument eine falsche Vorstellung über den Traum zugrunde liegt (zur Diskussion vgl. Putnam 1962; Dunlop 1977; Revonsuo 1995; Miller 1997; Levin 1999; Schroeder 1997; Schroeder 2000). Als fast zwei Jahrzehnte nach Malcolms Abhandlung die Möglichkeit von Klarträumen erörtert wurde, sah man von Seiten der analytischen Philosophie keinen erneuten Diskussionsbedarf über dieses Thema, da die Befürworter des Klartraumphänomens offensichtlich den gleichen Fehler wie die Skeptiker begingen.⁶ Diese Einschätzung beruht m.E. auf einem Missverständnis über die Funktion von Sprachanalyse.

Bevor ich dies erläutere, möchte ich zunächst Descartes' Konstruktion des Traumarguments sowie dessen Lösung besprechen. Der Rückgriff auf Descartes scheint mir vor allem deshalb geboten, weil er nach wie vor den Referenzpunkt der philosophischen Auseinandersetzung mit dem Traumargument bildet. Auch Malcolms Analyse, die ich daran anschließend behandeln möchte, nimmt von ihm seinen Ausgangspunkt. Im darauf folgenden Kapitel weise ich die auf Malcolm rekurrierende sprachphilosophische Kritik an luziden Träumen zurück, um dann abschließend eine gemeinsame Perspektive von Philosophie und Klartraumforschung aufzuzeigen.

der Fall, in dem eine Person durch posthypnotische Suggestion dazu gebracht wird, während des Traums von ihren Erfahrungen zu berichten (vgl. Arkin et al. 1966).

- 4 Als Pionierleistung gilt Marquis d' Hervey de Saint-Denys (1867).
- 5 Zur Geschichte der Erforschung des Klartraums vgl. Gackenbach & LaBerge (1988) sowie Tholey (1988).
- 6 Eine Ausnahme bildete John Canfield, der bereits 1961 Malcolms Thesen mit dem Hinweis auf das Phänomen von Klarträumen kritisierte (vgl. Canfield 1961).

Traumargument und Kohärenzkriterium bei Descartes

Descartes formulierte sein Argument, das einen Außenweltskeptizismus als plausibel erscheinen lässt, in der ersten seiner sechs *Meditationen über die Grundlagen der Philosophie* :

„Als ob ich nicht ein Mensch wäre, der des Nachts zu schlafen pflegt und dem genau dieselben, ja bisweilen noch weniger wahrscheinliche Dinge im Traume begegnen, wie jenen [den Irrsinnigen, P.B.] im Wachen! Wie oft doch kommt es vor, dass ich alle jene gewöhnlichen Begegnisse, wie dass ich hier bin, dass ich, mit meinem Rock bekleidet, am Kamin sitze, mir während der Nachtruhe einbilde, während ich doch entkleidet im Bette liege! – Aber jetzt schaue ich doch sicher mit wachen Augen auf dieses Papier, dies Haupt, das ich hin und her bewege, ist doch nicht im Schlaf, mit Vorbedacht und Bewusstsein strecke ich meine Hand aus und fühle das! Im Schlafe würde mir das doch nicht so deutlich entgegentreten! – Als wenn ich mich nicht entsänne, dass ich auch sonst durch ähnliche Gedankengänge im Traume irregeführt worden bin! Denke ich einmal aufmerksamer hierüber nach, so sehe ich ganz klar, dass niemals Wachen und Traum nach sicheren Kennzeichen unterschieden werden können, – so dass ich ganz betroffen bin, und diese Betroffenheit selbst mich beinahe in der Meinung bestärkt, dass ich träume“ (Descartes 1994, S. 12 f.).

Die Lösung dieses Problems besteht Descartes zufolge in der Tatsache, dass sich das Traumgeschehen nicht reibungslos in den Gesamtzusammenhang unserer bisherigen Erfahrungen integrieren lässt, so dass sich anhand dieses sog. *Kohärenzkriteriums* jederzeit die Traumwelt von der im Wachzustand erlebten Realität unterscheiden lässt:

„So darf ich denn alle übertriebenen Zweifel dieser Tage als lächerlich zurückweisen. Dies gilt vorzüglich von dem allgemeinsten in Betreff des Traumes, welchen ich nicht vom Wachen zu unterscheiden vermochte. Jetzt nämlich merke ich, dass zwischen beiden der sehr große Unterschied ist, dass niemals meine Träume sich mit allen übrigen Erlebnissen durch das Gedächtnis so verbinden, wie das, was mir im Wachen begegnet. Denn in der Tat, wenn mir im Wachen plötzlich jemand erschiene und gleich darauf wieder verschwände, wie es in Träumen geschieht, und zwar so, dass ich weder sähe, woher er gekommen, noch wohin er gegangen, so würde ich dies nicht mit Unrecht eher für eine bloße Vorspiegelung oder für ein in meinem Gehirne erdichtetes Trugbild halten, – als urteilen, dass es ein wirklicher Mensch sei. Bietet sich mir aber etwas dar, wovon ich in deutlicher Weise bemerke, woher, wo und wann es kommt, und vermag ich seine Wahrnehmungen ohne jede Unterbrechung mit dem gesamten übrigen Leben zu verknüpfen, so bin ich ganz gewiss, dass es mir nicht im Traume, sondern im Wachen begegnet“ (Descartes 1994, S. 77 f.).

Dieses Kriterium ist jedoch nur dann zuverlässig, wenn man sich nicht noch einmal über die Kohärenz der eigenen Erfahrungen täuschen kann (man sich also in einem Zustand totaler Täuschung befindet). Eine solche Illusionswelt wird bei Descartes durch einen wahrhaftigen, nicht-täuschenden Gott ausgeschlossen, dessen Existenz er an anderer Stelle beweist. Ist man also vom Cartesianischen Gottesbeweis nicht überzeugt, dann wird auch die Verlässlichkeit des Kohärenzkriteriums zweifelhaft. So fragte bereits Descartes' Zeitgenosse Thomas Hobbes,

„ob es gewiss ist, dass ein Träumender, der zweifelt, ob er träumt oder nicht, nicht träumen könnte, dass sein Traum mit den Ideen vergangener Ereignisse in einer langen Reihe zusammenhängt. Kann er es, so kann das, was dem Träumenden Handlungen seines früheren Lebens zu sein scheinen, als wahr angesehen werden, genau wie wenn er wachte“ (Descartes 1994, S. 176).

Das Phänomen des Traums blieb deshalb auch nach Descartes ein paradigmatischer Fall für den Skeptizismus (jüngst Stroud 1984 sowie Wright 1991).

Malcolms Kritik an der gewöhnlichen Auffassung vom Traum

Die von Malcolm systematisch ausgearbeitete sprachanalytische Position zum Phänomen des Traums entstand in der Auseinandersetzung mit dem Cartesianischen Traumargument und dem darauf fußenden Skeptizismus. Malcolm zufolge basiert Descartes' Argument auf dem unreflektierten und insofern naiven Alltagsverständnis, wonach Träume *Erlebnisse während des Schlafs* darstellen.

Die physiologisch orientierte Traumforschung scheint das Alltagsverständnis zu bestätigen. Dort wurden bislang zur Bestimmung der Zeitspannen, in denen geträumt wird, hauptsächlich drei Parameter herangezogen: Die Gehirnströme, festgehalten mit Hilfe des Elektroenzephalogramms (EEG), Augenbewegungen, festgehalten durch das Elektro-Okulogramm (EOG) und die Muskelspannung, festgehalten mit Hilfe des Elektromyogramms (EMG). Während des gewöhnlichen Schlafs bei Nacht lassen sich bei jedem Menschen im Abstand von etwa anderthalb Stunden Phasen von durchschnittlich 20 Minuten Länge nachweisen, in denen EEG, EOG und EMG (die als das sog. *Polysomnogramm* zusammengefasst werden) gleichzeitig signifikante Abweichungen aufweisen.⁷ Von diesen Schlafphasen ist vor allem die sog. *REM-Phase* (rapid eye movement) bekannt, die sich durch das rasche Bewegen der Pupillen unter geschlossenen Augenlidern auszeichnet. Weckt man Personen, während sie sich in einer solchen Phase befinden, so berichten sie in der überwiegenden Mehrheit, gerade geträumt zu haben, so dass man lange Zeit den REM-Schlaf als das physiologische Korrelat der Traumphasen betrachtete. Mittlerweile ist das Auftreten von traumartigen Zuständen aber auch während des sog. *Non-REM-Schlafs* nachgewiesen, so dass die Entkopplung von REM- und Traumphasen diskutiert wird (vgl. Hobson et al. 2000; Solms 2000; Nielsen 2000). Die Bestimmung irgendeiner „Traumzeit“ ist für die herkömmliche Auffassung vom Traum vor allem darum wichtig, weil dadurch ausgeschlossen wird, dass Träume statt *Erlebnisse während des Schlafs* bloße eingebildete *Erinnerungen während des Erwachens* sind.

⁷ Dies sind Durchschnittswerte, da sich die Phasen im Laufe einer Nacht verschieben: Während sie zu Beginn ca. 5 Minuten dauern, können sie gegen Morgen eine Länge von bis zu einer Stunde erreichen. Diese Phasen nehmen insgesamt mit zunehmendem Lebensalter stark ab.

Ein Skeptizismus gegenüber der Außenwelt bedeutet demnach, dass man sich nie sicher sein kann, ob man sich gerade in einer Phase mentaler Aktivität während des Schlafs befindet und somit das momentan Erlebte nur ein Traum ist, d.h. dass es keine verlässlichen Kriterien gibt, um die Frage „Bin ich wach oder träume ich?“ zu entscheiden. Da ich mich entweder im Wachzustand oder im Schlafzustand befinde, eröffnet die Frage „Bin ich wach oder träume ich?“ grundsätzlich vier verschiedene Möglichkeiten:

1. Ich bin wach und behaupte „ich bin wach“. In diesem Fall ist der von mir behauptete Satz wahr und bringt zum Ausdruck, dass ich mir meines aktuellen Zustandes bewusst bin.
2. Ich bin wach und behaupte „ich träume“.⁸ In diesem Fall täusche ich mich über meinen derzeitigen Zustand, d.h. meine Behauptung entspricht nicht den Tatsachen und ist somit falsch.⁹
3. Ich schlafe und behaupte „ich bin wach“. Auch in diesem Fall täusche ich mich über meinen tatsächlichen Zustand; ich träume. Der von mir geäußerte Satz ist somit falsch.
4. Ich schlafe und behaupte „ich träume“. In diesem Fall ist meine Behauptung zwar richtig (denn wer im Schlaf etwas behauptet, kann nur träumen), aber ich bin mir dessen nicht bewusst, da ich schlafe.

Malcolms Kritik an dieser Betrachtung lässt sich in einem Satz zusammenfassen: *Träume sind keine Erlebnisse*, denn wer träumt, der schläft, und wer schläft, erlebt nichts (sondern liegt mit abgeschalteten Sinnen im Bett). Die Absurdität, Träume als Erlebnisse aufzufassen, lässt sich Malcolm zufolge durch einige Überlegungen plastisch vor Augen führen. So müsste etwa der Satz „In meinem Traum letzte Nacht fürchtete ich mich“ den Satz „Letzte Nacht fürchtete ich mich“ implizieren; ebenso müssten Dialoge wie der folgende als normal erscheinen: „Ich bin gestern in einem Fahrstuhl stecken geblieben.“ – „Das ist furchtbar, ich weiß, denn ich habe so etwas schon einmal geträumt.“ Des Weiteren müsste es genügen, bei einer Bewerbung für eine Anstellung als Matrose darauf hinzuweisen, dass man deshalb sehr erfahren sei, weil man schon oft geträumt habe, zur See gefahren zu sein.

Da Träume also keine Erlebnisse sein können, ist nach Malcolm auch die Frage „Bin ich wach oder träume ich?“ nicht *unentscheidbar*, wie der Skeptizismus behauptet, sondern *un-*

8 Malcolm gebraucht „behaupten“ in diesem Zusammenhang so, dass sich das Behauptete auch als (unausgesprochene) Überzeugung (*propositionale Einstellung*) interpretieren lässt. Ob dies für seine Position grundsätzlich gilt oder sich durch gewisse Modifikationen erzielen ließe, bedürfte noch der Untersuchung (vgl. Hobson 1988 sowie Flanagan 2000).

9 Ein Beispiel für diesen abstrus anmutenden Fall ist das u.a. bei Alfred Ayer beschriebene Erlebnis von Hassan dem Barbier aus Bagdad, der eines Nachts zum Kalifen gerufen wurde und im Palast in Anbetracht von so viel Pracht und Luxus ausrief „ich träume“, wovon er bis zu seinem Tod Jahre später überzeugt blieb (Ayer 1960, S. 522).

sinnig. Tatsächlich bietet diese Frage nur scheinbar eine Wahl zwischen zwei gleichberechtigten Möglichkeiten. So scheint die eine der beiden Alternativen in der Feststellung „ich bin wach“ zu bestehen. Diese Behauptung kann aber gar nicht falsch sein, sie ist vielmehr *grundsätzlich wahr*, denn wach zu sein ist eine notwendige Bedingung dafür, etwas behaupten zu können. Aus der Tatsache, dass eine Person eine Behauptung aufstellt, folgt also, dass diese Person wach ist; in dieser Weise funktionieren eben die Sprachspiele von *behaupten* und *wach sein* (Malcolm 1959, S. 35 ff.).

Und das Sprachspiel von *träumen* funktioniert wiederum so, dass sich träumen und behaupten ausschließen. Wer träumt, der schläft und wer schläft, behauptet nichts, sondern sitzt oder liegt still da.¹⁰ „*Cogito ergo non dormio*“, so fasst Malcolm (1956, S. 110) seine Analyse zusammen, zu behaupten „ich träume“ ist somit unsinnig. Streng genommen handelt es sich dabei um einen *performativen Selbstwiderspruch*, d.h. die Widersprüchlichkeit ist nicht semantisch, wie im Falle von „ich lüge“, sondern pragmatisch, wie im Falle von „ich bin tot“ oder „ich existiere nicht“.¹¹ Die Frage „Bin ich wach oder träume ich?“ bietet also keine wirklichen Alternativen an, denn die Antwort „ich bin wach“ ist eine (pragmatische) Tautologie¹² und „ich träume“ ist eine (pragmatische) Kontradiktion.

Ein Indiz dafür, dass auch der Alltagsverstand „ich träume“ für unsinnig hält, sieht Malcolm darin, dass eine solche Äußerung im Alltag niemals vorkommt. Denn der in der Alltagssprache verwendete Begriff des Träumens stammt nicht vom Träumen selbst, sondern von Beschreibungen von Träumen, d.h. von dem Phänomen *einen Traum erzählen*, was immer in der Vergangenheitsform („ich träumte, dass ...“) vollzogen wird.¹³ In dem Sprachspiel des Traumerzählens herrscht also eine Asymmetrie zwischen Präsens- und Vergangenheitsform.

Eine weitere Asymmetrie besteht hier zwischen der Perspektive der ersten und der dritten Person. Wenn eine Person träumt, dann schläft sie. Die Feststellung, dass eine Person in die-

10 Es mag vorkommen, dass eine schlafende Person Laute von sich gibt und diese Laute wie sinnvolle Sätze klingen. Dieses Im-Schlaf-reden ist jedoch kein Behaupten, d.h. keine mit einem Wahrheitsanspruch versehene Äußerung.

11 Siehe Malcolm (1956, 19 f.). Aussagen der Form „ich existiere nicht“ wurden bereits durch Descartes' *cogito ergo sum* als widersprüchlich erwiesen. Zum Konzept des performativen Selbstwiderspruchs vgl. Apel (1987).

12 Tautologien haben keinen Informationsgehalt, insofern sagen sie nichts aus, sind sie keine Aussagen. In Wittgensteinscher Tradition konstatiert Malcolm deshalb zu Recht, dass, wer „ich bin wach“ äußert, nichts *sagt*, sondern etwas *zeigt*: „When you say ‚I'm awake‘ you are not reporting or describing your condition. You are *showing* someone that you are awake. There are countless other ways of doing this.“ (Malcolm 1959, S. 120).

13 Diesem Phänomen wird laut Malcolm auch die psychoanalytische Traumdeutung gerecht, indem sie sich ausschließlich mit dem Sprachspiel *einen Traum erzählen* befasst und die Form „ich träumte, dass ...“ als eine spezielle Art der Selbstauskunft betrachtet. Die psychoanalytische Traumdeutung wird von der sprachanalytischen Analyse somit nicht tangiert (siehe Malcolm 1959, S. 122).

sem Augenblick schläft, kann, wenn überhaupt, nur von einer anderen Person getroffen werden. „Ich schlafe“ ist von mir also überhaupt nicht feststellbar, sondern nur „Er/Sie/Es schläft“. „Ich träume“ ist demnach schon deshalb unsinnig, weil ich (als Schlafender) überhaupt nicht in der Lage bin, dies festzustellen (Malcolm 1956, S. 18 f.). Die vier Möglichkeiten, die durch die Frage „Bin ich wach oder träume ich?“ vermeintlich eröffnet werden, nehmen nach Malcolms Analyse somit folgende Gestalt an:

1. Ich bin wach und behaupte „ich bin wach“. In diesem Fall ist der von mir geäußerte Satz *trivialerweise* wahr, da *etwas behaupten* impliziert *wach zu sein*. Wenn hingegen eine andere Person in dieser Situation über mich urteilt „er ist wach“, dann ist dieses Urteil lediglich *kontingenterweise* wahr, d.h. es könnte auch falsch sein.
2. Ich bin wach und behaupte „ich träume“. Diese Äußerung ist ebenso unsinnig wie die Äußerung „ich stelle hiermit fest, dass ich tot bin“. In beiden Fällen liegt ein performativer Widerspruch vor, denn wer etwas behauptet, der muss wach und am Leben sein. Behauptet jedoch ein anderer von mir „er träumt“, so ist dies durchaus sinnvoll, wenn auch in diesem speziellen Fall falsch, da ich ja wach bin.
3. Ich schlafe und behaupte „ich bin wach“. Wer schläft, kann nichts behaupten. „Ich bin wach“ ist also keine Behauptung und somit weder wahr noch falsch (ich „rede“ im Schlaf). Behauptet eine andere Person von mir „er ist wach“, so ist diese Behauptung falsch.
4. Ich schlafe und behaupte „ich träume“. Wie Fall (3), nur dass die von einer anderen Person geäußerte Behauptung „er träumt“ wahr sein kann (denn es ist möglich, dass eine schlafende Person gerade träumt).

Wenn Träume also keine Erlebnisse sind, was sind sie dann? Sie sind *globale* Illusionen, d.h., dass *alles*, was im Traum stattfindet, lediglich geträumt wird. Diese *Unhintergebarkeit* des Traumzustandes zeigt sich in der *Höherstufigkeit* von *träumen* in bezug auf Ausdrücke, die sich auf kognitive oder perzeptive Fähigkeiten beziehen. Wäre *träumen* etwa auf der gleichen Stufe wie die verschiedenen Sinnestätigkeiten *sehen*, *hören*, *riechen* etc., dann müsste träumen eine Art „6. Sinn“ sein. Die ausführliche Formulierung der Frage „Sehe ich (wirklich), dass ein rotes Auto vor meinem Fenster steht, oder träume ich dies?“ ist demzufolge nicht „Sehe ich (wirklich), dass ein rotes Auto vor meinem Fenster steht, oder träume ich, dass ein rotes Auto vor meinem Fenster steht?“, sondern „Sehe ich (wirklich), dass ein rotes Auto vor meinem Fenster steht, oder träume ich, daß ich sehe, dass ein rotes Auto vor meinem Fenster steht?“ Beachtet man diese Stufung von *wahrnehmen* und *träumen* nicht, so entstehen leicht Absurditäten wie „Vor meinem Fenster steht ein rotes Auto, aber ich bin nicht sicher, ob ich dies wirklich sehe oder nur träume.“ Malcolm stellt ausdrücklich fest, dass die Höherstufigkeit von *träumen* nicht auf die Sinnestätigkeiten beschränkt ist: „Dreaming that one makes a prediction is not prediction, dreaming that one makes a test is not testing, dreaming that one draws a conclusion is not concluding“ (Malcolm 1959, S. 112).

So lässt sich als Beispiel für ein kognitives Prädikat analog zu oben formulieren: „Vor meinem Fenster steht ein rotes Auto, aber ich bin nicht sicher, ob ich dies wirklich weiß oder nur träume.“

Sprachanalyse und luzide Träume

Der Zustand eines luziden Träumers entspricht dem im Zusammenhang mit der Frage „Bin ich wach oder träume ich?“ beschriebenen Fall (4): Ich schlafe und behaupte „ich träume“. Diese Situation ist laut Malcolms Analyse unmöglich, da unsere Verwendungsweisen von *schlafen* und *behaupten* so sind, dass sie sich gegenseitig ausschließen. Die Annahme luzider Träume ist also mit der sprachanalytischen Auffassung nicht zu vereinbaren.

Auch LaBerge sieht diese Unvereinbarkeit und hält sie für fundamental (s. z. B. LaBerge 1985a, 55 ff.). Sie basiert jedoch auf einem (sicherlich durch einige Philosophen bestärkten) Missverständnis bezüglich der Rolle der Sprachanalyse, wie sie in der sog. *ordinary language philosophy* betrieben wird, und in deren Tradition auch Malcolm steht. Nach dieser Tradition wird die Sprachanalyse stets auf den *faktischen Sprachgebrauch* angewendet, so dass sich mit der Änderung dieses Gebrauchs auch die Resultate der Analyse ändern können. Die Frage nach der Existenz von Klarträumen ist zunächst eine empirische Frage. Sollte sich das Phänomen empirisch bestätigen, so wird sich der bisherige Sprachgebrauch von „träumen“, „behaupten“ und damit zusammenhängenden Begriffen ebenfalls entsprechend ändern. Ein Beispiel hierfür bietet gerade der Begriff des Traums selbst, der etwa durch die Christianisierung oder Freuds *Traumdeutung* immer wieder Bedeutungsänderungen erfuhr. Solche Veränderungen können *im Nachhinein* durch Sprachanalyse gezeigt werden.

Sprachanalyse in der hier beschriebenen Form ist also in erster Linie *deskriptiv*. Sie verdeutlicht anhand unseres Redens, wie wir über die Welt denken. Aufgrund dieser Analyse zeigt sie aber auch – und das ist die *präskriptive* Rolle von Sprachanalyse – wie wir bei Strafe der Inkonsistenz nicht über die Welt reden und somit denken dürfen. Hierbei ist stets zu beachten, dass sich mit verändertem Sprachgebrauch meist auch die Vorschriften des Gebrauchs ändern.¹⁴ Dass sich infolge einer Anerkennung luzider Träume der Sprachgebrauch ändern müssen, sieht auch LaBerge:

14 Anders liegt der Fall natürlich, wenn der vorgefundene Sprachgebrauch bereits widersprüchlich ist, wie Owen Flanagan konstatiert: „Schon der gesunde Menschenverstand sagt einem, dass ‚Bewusstsein‘ unter anderem mit Wachsein zu tun hat. Träumen dagegen findet im Schlaf statt, und somit können Träume ... keine bewussten Erlebnisse sein. Aber die Alltagsweisheit lehrt auch, dass Träume Erlebnisse sind, die im Schlaf stattfinden, so dass also die dem gesunden Menschenverstand entsprungene Taxonomie des ‚Bewusstseins‘ schlimmer als ein Mischmasch ist; sie ist von Grund auf mit Inkonsistenzen durchsetzt“ (Flanagan 1995, S. 498). Träfe Flanagans Analyse zu, könnte es nicht mehr darum gehen, *Inkonsistenzen zu vermeiden*, sondern *Konsistenz herzustellen*, indem man eine bestimmte Redeweise vor den anderen als korrekt auszuzeichnen hätte.

„When it comes to lucid dreaming we are no longer talking about sleep and dreaming in the ‚usual‘ way. Dream lucidity is a paradoxical phenomenon: to resolve the paradox requires a broadening of our understanding of the varieties of dreaming experience and a clarification of our usage of such terms as ‚sleep,‘ ‚awareness,‘ and ‚unconsciousness““ (LaBerge 1985b, 120).

Bei Anerkennung des Phänomens würden also „ich träume“ bzw. „ich schlafe“ keine performativen Selbstwidersprüche und „ich bin wach“ keine pragmatische Tautologie mehr bilden, sondern sinnvolle Sätze, die entweder wahr oder falsch sind.

Klartraumforschung als empirische Epistemologie

Die Frage nach Wahrheit oder Falschheit von „ich träume“ (und infolgedessen „ich schlafe“) ist eine Frage nach der möglichen Überprüfbarkeit dieser Aussage. Hierbei erweisen sich die Untersuchungen, die LaBerge in den 1970er Jahren im Schlaflabor der Stanford University durchführte, als entscheidend. LaBerge war es dort gelungen, der Außenwelt mitzuteilen, dass er sich gerade in einem luziden Traum befand.¹⁵ Das Signal hierzu bestand aus einer vorher vereinbarten Bewegungsabfolge der Pupillen, die er während seines Klartraumes wie verabredet ausführte, so dass sie von außen beobachtet und aufgezeichnet werden konnte. LaBerge befand sich währenddessen nachweislich im Schlafzustand. Dieses Ergebnis konnte seither in zahlreichen Studien repliziert werden, so dass eine bis dahin weit verbreitete These, Klarträume seien mit dem Phänomen des sog. *Mikroerwachens* – kurzzeitiges Erwachen während des Schlafs – zu erklären, als widerlegt gilt.¹⁶

Bei dem mittlerweile standardisierten Verfahren des sog. *signal-verifying* werden natürlich keine Behauptungen registriert, sondern lediglich Pupillenbewegungen, die ihren behauptenden Charakter erst dadurch erhalten, dass sie bestimmten vereinbarten Zeichen entsprechen. Zum Zeitpunkt ihres Auftretens ist deshalb die Möglichkeit nicht auszuschließen, dass ein gewöhnlicher Traum die Bewegungen induziert (sie wären dann dem Im-Schlaf-reden vergleichbar). Hierbei ist besonders zu beachten, dass Träume in hohem Maße durch bewusste wie unbewusste (Auto-)Suggestionen beeinflussbar sind; allein die bloße Vereinbarung im Vorfeld kann sowohl auf der mentalen als auch auf der physiologischen Ebene Reaktionen zeitigen (vgl. Tart 1988). Die Konstatierung eines gerade stattfindenden Klartraumes bleibt also für die Außenwelt so lange eine Hypothese, bis die erwachte Versuchsperson diese verifiziert. Diese Situation könnte zwar entschärft werden, wenn sich die schon existierenden Hinweise auf ein neurophysiologisches Korrelat von Klarträumen erhärten sollten (Metzinger 2003, S. 537/540), sie bliebe jedoch auch dann grundsätzlich bestehen (es handelt sich eben nur um ein Korrelat).

15 Vgl. LaBerge (1979). Allerdings hatte Keith Hearne bereits zwei Jahre zuvor ganz ähnliche Versuche durchgeführt, wovon LaBerge jedoch erst später erfuhr (LaBerge 1985a, S. 69 f., sowie Hearne 1978).

16 Zu diesem Erklärungsansatz vgl. Schwartz & Lefebvre (1973).

Die im Schlaflabor aufgestellte Hypothese kann auch nicht wie im obigen Fall (4) in der Erste-Person-Perspektive „ich schlafe und behaupte ‚ich träume‘“ formuliert werden, sondern nur in der Dritte-Person-Perspektive „(zum Zeitpunkt t:) er schläft und behauptet ‚ich träume‘“. Anders stellt sich der Fall für die Versuchsperson selber dar. Trivialerweise ist (nur) sie in der Lage die Behauptung „ich träume“ aufzustellen. Und wie oben dargelegt ist nur sie in der Lage, diese Behauptung zu verifizieren. Nun könnte man annehmen, dass ein Klarträumer die Konstatierung seines aktuellen Zustandes ebenfalls nur als vorläufige Hypothese formulieren kann, welche er erst nach dem Erwachen zu bestätigen in der Lage ist. Die Verifizierung luzider Träume wäre dann ausschließlich in der Vergangenheitsform „ich schlief und behauptete (zu diesem Zeitpunkt) ‚ich träume‘“ möglich. Dies würde jedoch bedeuten, dass das Erwachen die Beurteilungsfähigkeit des luziden Träumers entscheidend veränderte. Das aber ist nicht der Fall, denn die urteilende Instanz ist im Klartraum wie im Wachzustand das über sein autobiographisches Gedächtnis verfügende Subjekt. Die Verifikationsmethode des signal-verifying bildet also durch die Verzahnung von Erste- und Dritte-Person-Perspektive ein intersubjektives, reproduzierbares Verfahren. Dabei ist es für den Existenznachweis luzider Träume unerheblich, dass die Verifikation *post eventum* erfolgt.

Wie die urteilende Instanz im Klartraum und im Wachzustand dieselbe ist, so ist auch das Kriterium, anhand dessen der aktuelle Zustand beurteilt wird, dasselbe, nämlich das bereits von Descartes verwendete Kohärenzkriterium. Wurde dieses Kriterium allerdings bislang nur herangezogen, um sich *im Wachzustand* zu vergewissern, dass man *tatsächlich wach* ist, so verwenden es Klarträumer, um *ex negativo* festzustellen, dass sie *tatsächlich träumen*. D.h. die Feststellung, dass das momentane Geschehen nicht mit den übrigen Erfahrungen (im weitesten Sinne) in Übereinstimmung gebracht werden kann, soll der Garant und häufig auch die Ursache des Bewusstwerdens dafür sein, dass man träumt. Klarträumer setzen dieses Kriterium gezielt ein, indem sie Dinge zu tun versuchen, die ihnen im Wachzustand unmöglich sind, wie zum Beispiel zu fliegen (vgl. z.B. Tholey 1982). Das Vertrauen der meisten Klarträumer zu einem solchen Kohärenztest ist so groß, dass es Untersuchungen über Suizide in Klarträumen gibt (vgl. Marcot 1987).

Die Renaissance des Kohärenzkriteriums wirft noch einmal die Frage nach der Gültigkeit der Hobbes'schen Kritik daran auf, die seinerzeit von Descartes mit dem Verweis auf einen wahrhaftigen Gott zurückgewiesen wurde. Für dieses Problem sollte man zwei Klartraumkriterien separat betrachten. Ein luzid Träumender muss zum einen über ein autobiographisch konstituiertes Selbst verfügen, zum anderen muss er das Traumgeschehen für ein Traumgeschehen halten. Beide Kriterien sind notwendig für Luzidität, aber keines ist für sich bereits hinreichend. Das erste Kriterium schließt die Möglichkeit des sog. *falschen Erwachens* nicht aus (LaBerge 1988, S. 141; Metzinger 1993, S. 202). Bei diesem Phänomen kehrt das autobiographische Wissen im Schlaf zurück und *man träumt*, aufgewacht zu sein – diese Situation entspricht also obigem Fall (3). Auch bei ausschließlicher Erfüllung des zweiten Kriteriums bleiben gewöhnliche Träume grundsätzlich möglich, denn man kann durchaus träumen, sich

in einem Traum zu befinden, ohne um die eigene Identität zu wissen. Jemand könnte z.B. träumen, ein Schamane zu sein und sich darüber wundern, nicht fliegen zu können; dies könnte ihn vermuten lassen zu träumen. Es ist allerdings auszuschließen, dass man lediglich träumen kann, luzide zu sein. Daniel Dennett, der dies für möglich hält, weist zurecht darauf hin, dass dann Klarträume, also Träume, in denen man *weiß*, dass man träumt, nicht zu unterscheiden wären von gewöhnlichen Träumen, in denen man nur *träumt*, zu wissen, dass man träumt. Sprachanalytisch hätte dies zur Konsequenz, dass die Sätze „Ich träumte, dass ich wusste, dass ich träumte“ und „Ich träumte, und währenddessen wusste ich, dass ich träumte“ als identisch anzusehen wären, da sie die gleichen Wahrheitsbedingungen hätten.¹⁷ Die Folgen wären jedoch viel weitreichender, denn die jederzeit bestehende Möglichkeit, bloß zu träumen, dass man etwas bestimmtes weiß, würde dann für Luzidität und Wachzustand gleichermaßen gelten. Das Resultat wäre die Ununterscheidbarkeit von *wissen* und *träumen*, d.h. die Position eines radikalen Skeptizismus, der es nicht für ausgeschlossen hält, dass die Welt in Wirklichkeit vollständig anders ist („die ganze Welt ein Traum“).

Eine genaue Betrachtung des Klartraumphänomens erweist m.E. diese Position als unhaltbar. Hierbei ist zunächst zu konstatieren, dass die Anerkennung luzider Träume Malcolms Analyse nicht vollständig hinfällig macht, sondern sie in bestimmten Punkten modifiziert. Richtig an seiner Darstellung ist sicher, dass man während gewöhnlicher Träume nicht in der Lage ist, etwas zu behaupten. Mit der Behauptung „ich träume“ bezieht sich aber der Klarträumer auf die gewöhnliche Form des Träumens – er behauptet nicht „ich träume luzid“ (diese Behauptung wäre widersinnig). Es ist also unbedingt daran festzuhalten, dass Klarträume mit Hilfe der Paradoxie „ich behaupte ‚ich träume‘“ konstatiert werden. Die Auflösung der Paradoxie sollte nun aber nicht auf die *Verträglichkeit der Prädikate* („behaupten“ und „träumen“) abzielen, sondern auf eine *Äquivokation des Subjektbegriffs* gerichtet sein, d.h. auf ein Modell, in dem die beiden „ich“ der Teilsätze nicht identisch sind. Diese Möglichkeit wird von Klartraumanhängern seit geraumer Zeit erwogen (LaBerge 1985a; Tholey 1989; Holzinger 1990).¹⁸ Sie findet Unterstützung durch Forschungen, welche das Bewusstsein als Ergebnis einer Integration verschiedener mentaler Repräsentationen auffassen, die mit der Aktivität bestimmter Gehirnareale korrelieren (Hobson 1997). Luzide Träume lassen sich aus dieser Sicht als Situationen gescheiterter Integration ansehen, so dass die eine Bewusstseinskomponente träumen kann, während die andere (zur gleichen Zeit) urteilt. Der Zustand der Luzidität würde dann der Ausbildung einer *internen* (unvollständigen) Dritte-Person-Perspektive entsprechen.

17 Als Dennett seine These aufstellte, kannte er die Methode des signal-verifying nicht. Würde er trotz dieses Verfahrens seinen Standpunkt aufrecht halten, müsste er es für möglich erachten, dass die Augenbewegungen durch den geträumten Klartraum ausgelöst werden können (vgl. Dennett 1979).

18 Eine wie auch immer geartete Aufspaltung oder Verdopplung des Ichs als Voraussetzung luzider Träume wird bereits bei Augustinus thematisiert (LaBerge 1985a, S. 19 f.).

Mit dem Zweifel an einem einheitlichen unteilbaren Ich sind wir wieder bei der analytischen Philosophie angelangt. Es war ihr Wegbereiter Ernst Mach, der bereits im 19. Jahrhundert zu folgendem Ergebnis kam:

„[Es] setzen sich die Wahrnehmungen sowie die Vorstellungen, der Wille, die Gefühle, kurz die ganze innere und äußere Welt, aus einer geringen Zahl von gleichartigen Elementen in bald flüchtiger, bald festerer Verbindung zusammen. Man nennt diese Elemente gewöhnlich Empfindungen. ... Nicht das Ich ist das Primäre, sondern die Elemente (Empfindungen). ... Die Elemente *bilden* das Ich. ... Das Ich ist keine unveränderliche, bestimmte, scharf begrenzte Einheit. ... Das Ich ist unrettbar“ (Mach 1911, S. 17 ff.).

Die Desintegration des Ich ist bei Mach mit der Auflösung einer objektiven Außenwelt verbunden. Der Skeptizismus beruht demnach auf einem antiquierten Begriff von Realität, so dass sich die Frage nach der Wirklichkeit als ein Scheinproblem darstellt. Mach verdeutlicht dies an einem anschaulichen Beispiel:

„Man pflegt in der populären Denk- und Redeweise der *Wirklichkeit* den *Schein* gegenüber zu stellen. Einen Bleistift, den wir in der Luft vor uns halten, sehen wir gerade; tauchen wir denselben schief ins Wasser, so sehen wir ihn geknickt. Man sagt nun in letzterem Fall: Der Bleistift *scheint* geknickt, ist aber in *Wirklichkeit* gerade. Was berechtigt uns aber, *eine* Tatsache der *andern* gegenüber für Wirklichkeit zu erklären und die andere zum Schein herabzudrücken? In beiden Fällen liegen doch Tatsachen vor, welche eben verschieden bedingte, verschiedenartige Zusammenhänge der *Elemente* darstellen. Der eingetauchte Bleistift ist eben wegen seiner Umgebung *optisch* geknickt, *haptisch* und metrisch aber gerade. ... Ebenso hat die oft gestellte Frage, ob die Welt wirklich ist oder ob wir sie bloß träumen, gar keinen wissenschaftlichen Sinn. Auch der wütesten Traum ist eine Tatsache, so gut als jede andere“ (Mach 1911, S. 8 f.).

Die Kognitionswissenschaft kommt zu analogen Ergebnissen. Seit längerer Zeit schon fasst man hier „die Welt“ als eine *Konstruktion* auf, welche unter aktiver (unbewusster) subjektiver Beteiligung zustande kommt, d.h. als mentale Repräsentation, die zusammen mit anderen Repräsentationen mein Bewusstsein konstituiert. Die Frage „bin ich wach oder träume ich?“ wird dementsprechend nicht als Frage nach der Übereinstimmung meiner Erlebnisse mit der Welt außer mir verstanden, sondern rekonstruiert als „auf welche Weise ist meine mentale Repräsentation der Außenwelt derzeit integriert?“. Beide Fragen beziehen sich auf die *Realität*. Descartes verstand darunter eine objektive *Gegebenheit* und unterschied somit die wirkliche Welt von der unwirklichen Traumwelt. Suchte er bei seiner Auseinandersetzung mit dem Skeptizismus die Lösung in der Kohärenz der Außenwelt, so fokussiert sich dieses Thema nun um die Inkohärenz der Innenwelt.

Ob dieser Weg letztendlich zu einer befriedigenden Lösung führt, ist freilich noch ungewiss. Nach wie vor gilt wohl LaBerges Feststellung: „The question of the identity of the dreamer is in a certain sense mysterious“ (LaBerge 1985a, S. 95). Die Erforschung luzider

Träume könnte sich aber in dieser Hinsicht als ein Stück empirischer Epistemologie erweisen und somit auch für die Philosophie von einigem Interesse sein.¹⁹

Literatur

- Apel, K.-O. (1987): Fallibilismus, Konsenstheorie der Wahrheit und Letztbegründung. In: Forum Philosophie Bad Homburg (Hrsg.): Philosophie und Begründung. Suhrkamp, Frankfurt am Main, 116-211.
- Arkin, A., et al. (1966): Post-hypnotically stimulated Sleepwalking. *Journal of Nervous and Mental Disease* 142, 293-309.
- Ayer, A. (1960): Professor Malcolm on Dreams. *Journal of Philosophy* 57, 517-535 (Nachdruck bei Dunlop 1977).
- Canfield, J. (1961): Judgments in Sleep. *Philosophical Review* 70, 224-230 (Nachdruck bei Dunlop 1977).
- Dennett, D. (1979): The onus re Experiences. A Reply to Emmett. *Philosophical Studies* 35, 315-318.
- Descartes, R. (1994): Meditationen über die Grundlagen der Philosophie mit den sämtlichen Einwänden und Er widerungen. Übersetzt und herausgegeben von Artur Buchenau (Nachdruck der ersten Auflage von 1915). Meiner, Hamburg.
- Dunlop, C. (1977): Philosophical Essays on Dreaming. Cornell University Press, Ithaca/London.
- Flanagan, O. (1995): Hirnforschung und Träume. Geistestätigkeit und Selbsta Ausdruck im Schlaf. In: Metzinger, T. (Hrsg.): Bewusstsein. Beiträge aus der Gegenwartsphilosophie. 3. erg. Aufl., Schöningh, Paderborn, 491-521.
- Flanagan, O. (2000): Dreaming Souls: Sleep, Dreams, and the Evolution of the Conscious Mind. Oxford University Press, Oxford.
- Gackenbach, J., LaBerge, S. (Hrsg., 1988): Conscious Mind, Sleeping Brain. Perspectives on Lucid Dreaming. Plenum, New York/London.
- Hearne, K. (1978): Lucid Dreams: An Electrophysiological and Psychological Study. Ph.D. thesis, University of Liverpool.
- Hobson, J. A. (1988): The Dreaming Brain. Basic Books, New York.
- Hobson, J. A. (1997): Consciousness as a State-Dependent Phenomenon. In: Cohen, J.D., Schooler, J.W. (Hrsg.): Scientific Approaches to Consciousness. Erlbaum, Mahwah/New Jersey.
- Hobson, J. A., et al. (2000): Dreaming and the brain: Toward a cognitive neuroscience of conscious states. *Behavioral and Brain Sciences* 23, 793-842.
- Holzinger, B. (1990): Conversation between Stephen LaBerge and Paul Tholey, July 1989. *Lucidity Letter* 9 (1), 102-116.
- LaBerge, S. (1979): Lucid Dreaming: Some personal Observations. *Sleep Research* 8, 158.
- LaBerge, S. (1985a): Lucid Dreaming. Tarcher, Los Angeles.

¹⁹ Für wertvolle Hinweise und Kritik danke ich Professor Jens Kulenkampff, Professor Christian Thiel sowie zwei anonymen Gutachtern der *Zeitschrift für Anomalistik*.

- LaBerge, S. (1985b): Reply to Foulkes. *Lucidity Letter* 4 (1), 120-121.
- LaBerge, S. (1988): The Psychophysiology of Lucid Dreaming. In: Gackenbach, J., LaBerge, S. (Hrsg.): *Conscious Mind, Sleeping Brain*. Plenum, New York/London, 135-153.
- LaBerge, S., Gackenbach, J. (2000): Lucid Dreaming. In: Cardeña, E., et al. (Hrsg.): *Varieties of Anomalous Experience: Examining the Scientific Evidence*. American Psychological Association, Washington, 151-182.
- Levin, Y. (1999): Meditations on the Dream Argument. *Grazer Philosophische Studien* 57, 7-15.
- Mach, E. (1911): *Die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen*. 6. verm. Aufl., Gustav Fischer, Jena.
- Malcolm, N. (1956): Dreaming and Skepticism. *Philosophical Review* 65, 14-37.
- Malcolm, N. (1959): *Dreaming*. Routledge & Kegan Paul, London.
- Marcot, B. (1987): A Journal of Attempts to Induce and Work with Lucid Dreams: Can You kill Yourself while Lucid? *Lucidity Letter* 6 (1), 64-72.
- Metzinger, T. (1993): Subjekt und Selbstmodell. Die Perspektivität phänomenalen Bewusstseins vor dem Hintergrund einer naturalistischen Theorie mentaler Repräsentation. Schöningh, Paderborn.
- Metzinger, T. (2003): *Being No One. The Self-Model Theory of Subjectivity*, MIT Press, Cambridge/Mass.
- Miller, C. (1997): The Huron Concept of Dream: A Wittgensteinian Investigation. *Philosophical Writings* 5, 3-21.
- Nielsen, T. (2000): A Review of Mentation in REM and NREM sleep: ‚Covert‘ REM sleep as a possible reconciliation of two opposing models. *Behavioral and Brain Sciences* 23, 851-866.
- Putnam, H. (1962): Dreaming and ‚Depth Grammar‘. In: Butler, R. (Hrsg.): *Analytical Philosophy*. Blackwell, Oxford, 211-235.
- Revonsuo, A. (1995): Consciousness, Dreams and Virtual Realities. *Philosophical Psychology* 8, 35-58.
- Saint-Denys, Marquis d' Hervey de (1867) : *Les rêves et les moyens de les diriger*. Paris.
- Schroeder, S. (1997): The Concept of Dreaming: On Three Theses by Malcolm. *Philosophical Investigations* 20, 15-38.
- Schroeder, S. (2000): Dreams and Grammar: Reply to Hanfling. *Philosophical Investigations* 23, 70-72.
- Schwartz, B.A., Lefebvre, A. (1973): Contacts veitle/ P. M. O. II. Les P. M. O. morcelées. *Revue d' Electroencephalographie et de Neurophysiologie Clinique* 1, 165-176.
- Solms, M. (2000): Dreaming and REM sleep are controlled by different brain mechanisms. *Behavioral and Brain Sciences* 23, 843-850.
- Stroud, B. (1984): *The Significance of Philosophical Scepticism*. Clarendon, Oxford.
- Tart, C. (1984): Terminology in Lucid Dream Research. *Lucidity Letter* 3 (1), 82-84.
- Tart, C. (1988): From Spontaneous Event to Lucidity. A Review of Attempts to Consciously Control Nocturnal Dreaming. In: Gackenbach, J., LaBerge, S. (Hrsg.): *Conscious Mind, Sleeping Brain*. Plenum, New York/London, 67-103.
- Tholey, P. (1982): Wach' ich oder träum' ich? *Psychologie heute* 9 (12), 68-78.

- Tholey, P. (1988): Overview of the German research in the field of lucid dreaming. *Lucidity Letter* 7 (1), 26-29.
- Tholey, P. (1989): Consciousness and Abilities of Dream Characters observed during Lucid Dreaming. *Perceptual and Motor Skills* 68, 567-578.
- Wright, C. (1991): Scepticism and Dreaming: Imploding the Demon. *Mind* 100, 87-116.